

Friedrich Heinrich Jacobi Briefwechsel · Reihe I Band 2

FRIEDRICH HEINRICH JACOBI

BRIEFWECHSEL

Gesamtausgabe

Herausgegeben von Michael Brüggem  
und Siegfried Sudhof †

Reihe I Band 2

FRIEDRICH HEINRICH JACOBI

BRIEFWECHSEL 1775–1781

Nr. 381–750

Herausgegeben von Peter Bachmaier, Michael Brüggem,  
Reinhard Lauth und Siegfried Sudhof †  
in Zusammenarbeit mit Peter-Paul Schneider

frommann-holzboog

Herausgegeben mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

*CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek*

**Jacobi, Friedrich Heinrich:**

Briefwechsel / Friedrich Heinrich Jacobi.

Hrsg. von Michael Brüggem u. Siegfried Sudhof. – Gesamtausg. –  
Stuttgart-Bad Cannstatt : frommann-holzboog

ISBN 3-7728-0205-2

NE: Brüggem, Michael [Hrsg.]; Jacobi, Friedrich Heinrich: [Sammlung]

Reihe 1.

Bd. 2

Briefwechsel 1775–1781: Nr. 381–750 /

hrsg. von Peter Bachmaier ... in Zsarb. mit Peter-Paul Schneider. –  
1983.

ISBN 3-7728-0861-1

6

© Friedrich Frommann Verlag · Günther Holzboog GmbH & Co  
Stuttgart-Bad Cannstatt 1983

Satz und Druck: Laupp & Göbel Tübingen

Einband: Otto W. Zluhan Bietigheim



FRIEDRICH HEINRICH  
IACOBI.

*Membr. hujus amicis ad v. d. d. d. d.  
Düsseldorf d. 2. April 1791.*

## Einleitung

Die Jahre 1775–1781, die der Briefwechsel dieses zweiten Bandes umfaßt, stellen die entscheidenden Jahre in Jacobis Leben dar, sowohl in privater wie auch in beruflicher und schriftstellerischer Hinsicht.

Schon 1772 war Jacobi durch Vermittlung des Grafen von Goltstein Mitglied der jülich-bergischen Hofkammer geworden. Anfang 1779 wird er von Kurfürst Karl Theodor auf Grund seiner Leistungen zum Geheimen Rat mit einer Gehaltszulage von 1000 Thalern ernannt und zum Ministerialreferenten für das gesamte pfalzbayerische Zoll- und Handelswesen bestellt und nach München gerufen, wo er während seiner etwa viermonatigen Tätigkeit an der Rationalisierung des Zollwesens und der Abschaffung der Leibeigenschaft und der Frondienste entscheidend mitwirkt, freilich, wie sich in der Folge herausstellte, nicht im Sinne des Kurfürsten. Jacobi konnte diese einflußreiche Stelle am Hofe zunächst nicht halten. Sein Gegner, der Zolladmodiator Bertholdi, setzte sich gegen seine Bestrebungen durch. Mit Dekret vom 31. August 1780 wurde Jacobi seine Gehaltszulage entzogen, obwohl die von ihm eingeleiteten Maßnahmen der kurfürstlichen Kasse Einkünfte gebracht hatten.

Als vermögender Mann konnte sich Jacobi verhältnismäßig leicht über diesen Verlust trösten. Allerdings hatte es auch familiär finanzielle Schwierigkeiten gegeben. Die Verschuldung der väterlichen Handlung konnte soweit bereinigt werden, daß diese eingestellt und die geringeren Schulden beglichen wurden; einzig diejenigen gegenüber dem Kurfürsten blieben bestehen. Doch schränkte auch dieser durch Vermittlung Friedrich Heinrichs und seiner Freunde seine Ansprüche auf das Fabrikgebäude ein, dessen Besitz und Nutznießung er unentgeltlich dem Vater überließ. Letzterer wußte seinem Sohn dafür keinen Dank, der sich seinerseits damit tröstete, „ziemlich gewiß“ zu sein, „diesmal nicht gefehlt zu haben“, wenn er gleich aus „früheren Zeiten ... noch manchen Fehler gut zu machen“ habe. Zusätzlich belastete Jacobi auch noch der geschäftliche Ruin seines Schwagers Winckelmann.

Fast gleichzeitig mit dem Verlust seines Einflusses in München erlitt die politische Gruppierung, der Jacobi angehörte, zwei weitere empfindliche Niederlagen. Durch die Wahl von Erzherzog Maximilian Franz zum Koadjutor der Fürstbistümer Köln und Münster verlor Fürstenberg Mitte 1780 seine Ministerstelle. Andererseits mußten der Trierische Minister von Hohenfeld und der Kanzler La Roche ihren Abschied nehmen. Damit trat ungewollt in der politischen Tätigkeit Jacobis eine gewisse Ruhe ein, die ihm für andere Aufgaben

Zeit gewährte. Immerhin hat die Verbindung zu Fürstenberg Jacobi die persönliche Bekanntschaft Fürstin Gallitzins gebracht, aus der bald eine tiefe Herzsfreundschaft werden sollte.

Die Jahre bis zum Tode Helene Elisabeths Anfangs 1784 sind Jahre eines glücklichen und ungetrübten Ehelebens gewesen. Ein reizendes Zeugnis dieses häuslichen Glücks ist die Feier, die Jacobi mit den Kindern seiner Betty bei deren Rückkehr nach Düsseldorf Ende September 1776 bereitete und die er in seinem Brief an Sophie La Roche vom 24. desselben Monats schildert. Von den vier Söhnen gilt Jacobis vorzügliche Liebe dem kleinen Franz, der fast gleichzeitig mit der Mutter 1784 sterben sollte. Sehr streng und pädagogisch unglücklich hingegen ist das Verhältnis des Vaters zu dem Sohn Georg, den er zuerst, mit seinem Bruder Friedrich, zu Claudius, dann zu Fürstin Gallitzin in die Erziehung gibt. Jacobi muß sich auch bereits mit den aufkommenden neuen Erziehungsmethoden praktisch auseinandersetzen. Er dachte anfänglich daran, verwarf aber dann die Idee, diese beiden Söhne ins Dessauer Philanthropin zu geben; auch mußte er Fürstin Gallitzin bitten, sogleich und nicht erst im Junglingsalter mit der religiösen Erziehung Georgs zu beginnen.

Von diesem privaten und beruflichen Hintergrund hebt sich das literarische Schaffen Jacobis ab. 1775 tritt er als Autor von Eduard Allwills Papieren hervor, 1777 entsteht der erste Teil des *Woldemar*, den Jacobi als Ersatz dafür, daß sein Bruder Johann Georg zeitweilig als Mitarbeiter ausfällt, im „Teutschen Merkur“ veröffentlicht, später, 1779, als Buch erscheinen läßt, wobei er zugleich weitere Stücke daraus im „Deutschen Museum“ zum Abdruck gibt.

Die Bedeutung dieser beiden dichterischen Werke ist kaum zu überschätzen. Es sind die ersten im prägnanten Sinne des Wortes ‚philosophischen Romane‘ in deutscher Sprache, orientiert am Vorbild der *Nouvelle Héloïse* Rousseaus, – der erste, Allwill, wie Jacobi später in der Vorrede zu seinem *Woldemar* schreibt, „mit Dichtung blos umgeben“, der zweite, wesentlich dichterische Darstellung, in die aber philosophische Reflexionen über das, was sich ereignet und worum es geht, problemlösend mit eingehen. Wenn Wieland – fast der einzige, der den Wert des Allwill sogleich erkannte – Jacobi schrieb: „Wo hat jemals ein Dichter solchen Stoff gehabt? Was für Materialien! Was für eine Composition hättest du daraus machen können! Vermuthlich hat Dir unser Dämon eingegeben, es nicht zu thun; denn was für eine arme Figur hätten wir Andern neben Dir gemacht!“, so greift er dennoch zu kurz. Jacobis philosophische Romane führen in Handlung und philosophischer Erörterung vereint eine

*Thematik an ihr letztes Ende. „Die Einheit der geistigen Stimmung, die in seinem Werke herrscht“, schrieb Fichte 1795 wohl in Bezug auf Jacobis Allwill, „und die dem Gemüthe des Lesers mitgetheilt werden soll, ist die Seele des Werks; ist diese Stimmung angedeutet, entwickelt, durchaus gehalten, und siegend, dann ist das Werk vollendet; ob die äußere Begebenheit für die leere Neugier geschlossen sey, oder nicht; der Triumph dieser Stimmung . . . ist die wahre Entwicklung, obschon der gedankenlose Leser, der ein Märchen hören wollte, frage, wie es nun weiter geworden sey.“*

*Das Thema des Allwill, schon mit Shakespeares Hamlet gestellt, wie das lebendige Zusammentreffen eines von der Blässe des Gedankens sowie skeptischer Unentschlossenheit und Vielseitigkeit angekränkelten Mannes mit einer lebensunmittelbaren Frau ausgehen wird, findet bei Jacobi eine unerwartete Antwort. Man braucht bloß zu beachten, wie die Herzogin Anna Amalia mit Sicherheit erwartete, Luzie würde durch Allwill heimgeschickt werden, um sich die Verblüffung in Weimar über Jacobis Lösung vorzustellen. An Frauen von der Art der Sylli (im Ideal) und der Luzie (in der Wirklichkeit) scheitert, was Allwill als Liebe anträgt, weil es als unwahr entlarvt wird. Der tragende Grund dieses unzerstörbaren Lebens ist hierbei der religiöse. „Mir dünkt“, schrieb Jacobi an Albert Reimarus, „man braucht nur den Eingang von Luziens Briefe gelesen zu haben, um sich des Beyfalls, den man Allwills Zügellosigkeit gegeben haben möchte, bis ins Innerste der Seele zu schämen. Und nach diesem Eingange, wie wird Allwill nicht verfolgt auf jedem Irrwege; wie siegend . . .?“ Damit ist Jacobis Lösung, die auch diejenige Puschkins in seinem Eugen Onegin und Dostojewskijs in seinen Dämonen sein wird, derjenigen Shakespeares und Goethes genau entgegengesetzt. Und schon aus diesem Grunde war der Konflikt mit Goethe, zu dem es in ebendiesen Jahren kam, vorgezeichnet. Jacobi hat die einzigartige Bedeutung dieser Lösung selbst gesehen: „Was in den letzten Briefen von Allwill's Papieren geleistet ist . . ., ist, so viel ich weiß, von mir das erste Mal geschehen. Ich weiß nicht, was Kräftigeres gegen die sogenannte Genieseuche geschehen konnte; auch haben die feinen Nasen es nur zu gut gerochen.“ Es zeugt von Einseitigkeit bei Goethe gegenüber dem philosophischen Roman und Jacobis spezifischer Lösung des genannten Problems, wenn er sagen zu können glaubt, Jacobi sei mit der Metaphysik „gestraft“, er hingegen mit der Physik „gesegnet“, so daß es nur ihm so recht im Anschauen der Dinge wohl werden könne. Man wird über den ästhetischen Wert der Jacobischen Romane wohl immer geteilter Meinung bleiben, ihre außerordentliche literarische Bedeutung – es gibt spezifisch zu ihnen nichts*



Gleichwertiges, ja nicht einmal etwas Gleichartiges im damaligen Deutschland – kann nicht bestritten werden.

Der Briefwechsel dieses Bandes zeigt eindringlich, wie bedrückend das Schweigen, das auf die Veröffentlichung des Allwill folgte, für Jacobi war. Bei einem so unerhört neuen Beginnen bedurfte der Dichter der Resonanz ganz besonders. „Außer meinem Hause bis Du der einzige“, schrieb er Wieland, „von dem ich ein Urtheil über meine Arbeiten erfahre; ich lebe hier, als wenn ich gar nicht zu Deutschland gehörte.“ Wieland kann ihm nur mitteilen: „Was Goethe zu den drey letzten Briefen (des Allwill) gesagt hat? – Nichts!“ „Auch Herder sagt nichts von Allwills Pappieren.“

Es sollte nach dem Erscheinen der ersten Hälfte des Woldemar, dieser dichterisch-philosophischen Deduktion einer Freundschaft zwischen Mann und Frau, noch schlimmer kommen. Auch diesem folgt zunächst ein Jacobi zutiefst bedrückendes Schweigen. Dann aber dringt das Gerücht von der Ettersburger Kreuzigung des Buches durch Goethe an sein Ohr. Goethe hatte im dortigen Schloßpark im Sommer 1779 aus dem soeben erschienenen Buch vorgelesen, den Text am Schluß parodiert, den Verfasser auf entsetzliche Weise lächerlich gemacht, indem er die Rollen der Personen vertauschte und Woldemar schließlich vom Teufel holen ließ, dann sein Exemplar mit den Deckeln an eine Eiche genagelt, „ungefähr wie man die Raubvögel an das große Thor an einem Pachthof . . . anzunageln pflegt“, damit die Spaziergänger sich daran ergötzen möchten, bis der Wind es zerflättert und alle seine Blätter verweht hätte. Goethe selbst stellt den Vorgang so dar, „daß er manche muthwillige Parodien (des Buchs) nicht geschrieben aber mündlich über . . . Woldemar geschwatzt habe. Sagte: so schöne Dinge, so viel großer herrlicher Sinn auch darin sey, so könne er nun einmahl für sich, das was man den Geruch dieses Buchs nennen möchte; (anders wisse er nicht sich auszudrücken;) nicht leiden. Auch habe er wie lieb Du ihm seyst . . ., dem Kitzel nicht entgehen können, das Buch, zumahl den Schluß desselben, so wie es ihm einmahl aufgefallen sey, zu parodieren, nemlich, daß Woldemarn der Teufel hole. Man dürfe nur ein Paar Zeilen ändern; so sey es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müsse ihn da holen.“

Dieses alle Freundschaft verratenden Verhaltens wegen stellte Jacobi Goethe zur Rede; er war in der delikatesten Phase seines schöpferischen Gestaltens aufs schwerste getroffen. Mochte er auch erklären: „Ich war zu gut (cf. durch Goethes vorangegangenes Schweigen) vorbereitet, und befand mich in einer zu vortheilhaften Lage, als daß er hätte eingreifen können“, richtig trifft

er die Sachlage vielmehr, wenn er an Johanna Schlosser schreibt: „Nichts kömmt dem Eindrücke gleich, den, ein Mensch wie ich, davon empfängt, wenn ihm, in einem Menschen wie Göthe, etwas zum Gräuel wird.“

Hierbei greift ein, daß die Verwerfung des Woldemar durch Goethe nicht nur das Kunstwerk, sondern auch ihre persönliche Freundschaft betraf. Jacobi war eine höchst sensible, leicht beeindruckbare Person. Die Briefe des vorliegenden, aber auch des vorhergehenden Bandes lassen das schon daran erkennen, daß und wie sehr der Stil bedeutender Korrespondenten auf seinen Stil abfärbt. An Goethe schreibt er in dessen Ausdrucksweise zurück, und so an Lavater, Heinse usw. Zu diesen starken Eindrücken kommt noch hinzu, daß sich Jacobi in Bezug auf Personen, von denen er eine hohe Meinung hatte, in einer so exzeptionellen Weise emotional engagierte, daß bei Verschiedenheit der Charaktere und Überzeugungen daraus Katastrophen resultieren mußten. Wenn er Goethe schreibt: „Wie ich Dich an mein Herz Drücke, lieber Unsichtbarer!“ oder an Klopstock: „Über und über schlägt mir das Herz – ich ersticke für Athem – O schöne mein!“, so blitzt dieser emotionale Überschwang momentweise auf. Vergebens hatte Wieland – der übrigens, als er Goethe kennenlernte, ebenso überströmend reagierte – Jacobi vor dessen „emphatischen Ton“ gewarnt und geschrieben: „Auf meinen Knieen, liebster Bruder Fritz, möcht' ich Sie oft bitten, wenn bitten etwas hälfe, so lange und so viel im Don Quixote und im Don Quixote allein zu lesen, bis Sie sich diesen gigantischen Styl, in den Sie fast allemal, wenn Sie warm sind, verfallen, völlig abgewöhnt hätten. . . . wer wird denn einen Sturm erregen, um einen Fischernachen umzuwerfen? Fühlten Sie das quantum est in rebus inane! nur halb so sehr, als ich, Sie würden sich in diesem Stücke bald geändert haben.“

So hatte Jacobi bei der ersten persönlichen Begegnung mit Goethe auch zuviel investiert, und Goethe war zunächst ganz darauf eingegangen. Die Verschiedenheit des Naturells, des Charakters, der moralischen Haltung und der Überzeugung mußte zu der Abkühlung und Entfremdung führen, die darauf folgte. Jacobi wird auch recht damit haben, daß Goethe verstanden hatte, daß er in der Gestalt des Allwill mitbetroffen war.

Schwieriger zu entscheiden ist, ob bei Goethe auch literarische Eifersucht im Spiele war, wie Jacobi mehrfach angedeutet hat. Der „Geruch der Prätension“, den Goethe als Ursache seines gehässigen Verhaltens bezeichnet hat, kann den Anspruch auf einen zu hohen dichterischen Rang, kann aber auch das Überzogene des Ausdrucks betreffen. Was das erste angeht, so muß man Jacobi abnehmen, was er Johanna Schlosser diesbezüglich schreibt: „Ich muß am besten

*wißen, was ich in dies Buch hineingelegt habe, und dies alles, wie lauter, wie treu, mit welcher Entäußerung meiner selbst, ohne irgend eine persönliche Rücksicht noch Hinsicht“.*

*Die Ettersburger Kreuzigung zerstörte die Freundschaft zwischen Jacobi und Goethe und verstörte den Dichter in ihm. Die verlegenen Erklärungen Goethes über den Vorfall gegen Johanna Schlosser und Johann Kaspar Lavater – verlegene Albernheit, leichtsinnig trunkener Grimm gegen das Halbgute, Mutwille, Schonungslosigkeit – konnten und können nicht aus der Welt schaffen, daß er in unverantwortlicher Weise in den Werdegang eines der kühnsten und begabtesten Schriftsteller seiner Zeit eingegriffen und diesen in einer Weise getroffen hat, daß es nicht wiedergutzumachen war.*

*Am 27. März 1780 schrieb Jacobi an Forster: „Es ist nun über ein Jahr, daß ich keine Zeile an diesem Buch geschrieben habe. Ich ... erfuhr die Ettersburger Geschichte, die, mit einigen Umständen, die hinzukommen, mich kalt und träge machten, weiter zu schreiben.“ Neun Monate später, nachdem Lessing ihn gebeten hatte: „Hängen Sie, lieber Jacobi, Ihren Cammeralgeist ganz am Nagel, u. setzen sich ruhig hin, u. vollführen Ihren Woldemar“, antwortet Jacobi: „Wie gerne, mein Theurer, gehorchte ich Ihnen ohne alle Einschränkung; aber was den Woldemar angeht; so bewegen mich verschiedene Gründe ihn liegen zu lassen, und überhaupt von unserem Publico Abschied zu nehmen.“ Man muß bei diesen Worten allerdings in Betracht ziehen, daß inzwischen der „eitle, rachsüchtige, niederträchtige, heuchlerische Schubjack Nicolai“ in seiner „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ Allwills Papiere für im Krafiton geäußertes, unnatürliches bombastisches Zeug, das zu dem sonst weichlichen Wesen der „Iris“ in merkwürdigem Kontrast stünde, erklärt hatte und Jacobi, der natürlich von dem Dreierbund Lessing, Mendelsohn und Nicolai wußte, danach befürchtete, von der zweiten höchstrichterlichen Instanz in literarischen Dingen ebenfalls verurteilt zu werden. „Wenn dies ... so schlechtes Zeug ist, als Nikolai behauptet, so muß ich nicht nur ein Mensch ohne alles Talent sondern, ohne allen Verstand und ohne allen Geschmack seyn.“ Daß Lessing, nachdem er kurz vor seinem Tode den Woldemar noch einmal gelesen hatte, ihm Dinge sagen ließ, die er nicht weitererzählen dürfe, und ihn beschwor, am Allwill nichts zu ändern, beruhigte zwar Jacobi hinsichtlich dieser Befürchtungen und gab ihm den Mut, den Woldemar zu vollenden, verhütete aber nicht, daß er keine neuen Romane mehr schuf. Vergebens schrieb Gleim: „Im übrigen, mein lieber, seh ich nicht ab, warum sie Goethens Beyfal mehr als Lessings gelten lassen. Mit Lessings Beyfall, dächt ich, wäre*

Goethens Nicht Beyfall ... algebraisch verglichen“. „Göthens Werk“, führt er aus, „er sage was er wolle, wieß ihn mir mit zweyen Köpfen, den einen eines Engels, ... den andern eines bösen Geistes.“ Auch zu der zerbrochenen Freundschaft findet Gleim das definitive Wort: „Mit Goethen ... kann ich meinen ... Fritz Jacobi nicht versöhnen; Goethe spottet seiner Freunde; der ist glücklich, der sein Freund nicht ist... Lessing glaube ich, wäre sein Freund, aus dieser Ursach auch nicht geworden.“ Ähnlich Johanna Schlosser: „Göthe kann gut und brav auch groß seyn, nur in Liebe ist er nicht rein, und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich die wirren, und da kann er die Seite wo eigentlich Liebe ruht nicht blank und eben lassen.“

Neben der Beziehung zu Goethe geht aber auch die zu Wieland Ende der 70er Jahre in die Brüche. Der Grund dafür ist schwer einzusehen. Jacobis Einwände gegen Wielands Rosemunde wurden mit so sichtlich unparteiischem Interesse vorgebracht, daß sie kein geheimer Anlaß gewesen sein können; noch dazu kannte Jacobi die Erfordernisse, die sich von musikalischer Seite an einen Operntext stellen, gar nicht. Schweizers Komposition mußte ihn und Hompesch darüber eines Besseren belehren. „Daß Wieland sich als Jacobis Feind bewiesen haben soll, seit dem er gewust hat, daß Fritz Jacobi von ... Oberon nicht bezaubert worden ist“, kann schon aus chronologischen Gründen hier nichts erklären. Wieland war auch bei Goethes Verhöhnung des Woldemar in Ettersburg nicht dabei gewesen, und er hätte sie, wie er später gesagt hat, verhindert, wäre er zugegen gewesen. Vielmehr mag noch ein versteckter Groll nachgewirkt haben über Wielands Verhalten gegenüber Nicolai, als dieser Johann Georg Jacobi als Säugling persifliert hatte. Wie immer dem auch sei, die Veröffentlichung von Wielands Artikel Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit führte zu einer Explosion der Entrüstung bei Jacobi, der 1781 mit einem Gegenartikel Ueber Recht und Gewalt antwortete, von dem allerdings nur der erste Teil erschien, indem Jacobi zwischenzeitlich schon bedauert hatte, zu scharf in der Öffentlichkeit reagiert zu haben, und der höchst nachlässige Abdruck des ersten Teils im „Deutschen Museum“ einen Grund hergab, die Fortsetzung zu verweigern.

Auch in diesem Streit hat das sehr vernünftige und ausgewogene Urteil Gleims Jacobi zu einem maßvolleren Verhalten geführt. „Wenn“, schreibt Gleim 1781, „in s. Schrift vom Recht des Stärkern Wieland die Rechte der Menschheit wirklich auch beleidigt hätte, wärs nicht herrlich gewesen, wenn, mein lieber, Sie den irrenden gewiesen hätten auf den rechten Weg der Wahrheit mit dem sanftesten Thon – ... Sie hätten glaub ich den Rechten der

Menschheit nichts vergeben“. Jacobi antwortete: „Dieser gute Wieland ... hatte allerdings sanfter von mir behandelt werden können, den Rechten der Menschheit vielleicht unbeschadet. Dieses war auch mein vester Vorsatz; aber das sophistische u hämische entortillage seiner Abhandlung, u das (nach meiner fünf Jahre hindurch unverändert gebliebenen Empfindung) Satanische Gespött am Ende, machte mich wild, daß ich meinem Grimm nicht wehren konnte.“

Jacobi hat in jenen Jahren uneigennützig Talente, mit denen er bekannt wurde, gefördert. Seine erste Unterstützung galt Leuchsenring, dem er eine beträchtliche Summe zur Verfügung stellte, die er nie zurück erhielt. Allerdings war hierbei auch ein Interesse an der literarischen Entwicklung im Spiel. Ein zweiter Fall war der des Claudius. Er hat zwar nicht die von Jacobi erbetene finanzielle Unterstützung in Anspruch genommen; statt dessen wurde ihm aber die Erziehung zweier Söhne Jacobis anvertraut und deren Aufenthalt in Claudius' Hause im Jahre 1779/80 mit Naturalien entgolten.

Der junge Heinse, der jahrelang bei Jacobi in Düsseldorf weilte, konnte dank seiner Unterstützung eine große Schweiz- und Italienreise antreten, von der er Jacobi und Gleim Erlebnisberichte schickte, die an Unmittelbarkeit der Eindrücke und in dem sich in ihrer Beschreibung bezeugenden feurigen und kräftigen Sinn für das natürlich Gewachsene und das Erhabene kaum ihresgleichen finden. Bezeichnenderweise vermag allerdings Jacobi Heinses unsentimentaler Einstellung zum Leben und auch seiner künstlerischen Sicht der Dinge, in der mit einer gewissen Vorliebe das vollendete und beurteilte Faktum hingestellt wird, nichts Rechtes abzugewinnen. „Niemand“, beurteilte Jacobi ihn gegen Wieland, „vermag ihn die Zeit über, welche er hier zugebracht hat, einer eigentlichen Sünde zu zeihen, und dennoch konnte niemand von uns je ein rechtes Vertrauen zu ihm fassen. Es ist ein ganz sonderbarer Mensch, der mir noch immer zu rund ist, so viel Treffendes ich auch über seinen Charakter zu sagen wüßte.“ Und etwas später: „Ich glaube aber nicht, daß er je ein Ganzes von wahrhafter, lebendiger Schönheit hervorbringen wird, weil sein Herz ächter, reiner Liebe unfähig ist.“ Gleims Urteil, daß Heinse „der größere Winkelmann“ sei, hat Jacobi wohl kaum zugestimmt. Es scheint auch, daß Heinses so lebendig gesehene Bilder von Ländern und Menschen auf ihn keinen besonderen Eindruck gemacht haben. Mißverständnisse, an denen Jacobi nicht schuld war, führten mehrfach dazu, daß Heinse die finanzielle Unterstützung, die er von Jacobi erfuhr, im Ausland zu spät erhielt, so daß er wiederholt in arge Schwierigkeiten geriet.

Ein anderes junges Talent, dem Jacobi beisprang, war Johann Georg Forster.

Als dieser Ende 1778 nach Düsseldorf reist, kommt Jacobi dem Jüngeren mit einem Billet entgegen. Forster, der noch im selben Jahr die Stelle eines Professors der Naturkunde am Carolinum in Kassel erhielt und das Naturalienkabinett des Landgrafen zu ordnen und zu verwalten hatte, befand sich damals – bei einer Bezahlung von zunächst nur 300, dann 450 Thalern – in arger ökonomischer Verlegenheit, mußte er doch seinen Vater in London unterstützen, dem die englische Regierung für seine Teilnahme an Cooks Weltumsegelung und Erforschung fremder Erdteile und Ozeane keine Remuneration zahlte. Georg Forster fehlte ganz der schwärmerische emotionsstarke Enthusiasmus, der Jacobi auszeichnet. „Unsr Temperamente sind sehr verschieden,“ schrieb er selbst Jacobi, „aber unsre Denkungs-Art nicht.“ Auch ihm hat Jacobi großzügig geholfen, bevor Herzog Ferdinand von Braunschweig den Vater aus der Schuldhafte befreite. Durch Forster kam Jacobi in indirekte Beziehung zu Lichtenberg, dessen einseitig rationale und kritische Art ihm aber nicht recht zuzugehen konnte.

Der Briefwechsel der Jahre 1775–1781 verbirgt einen höchst wichtigen Umstand, weil dieser in ihm nicht zur Sprache kommt: Jacobi vertieft in ihnen ständig seine philosophischen Kenntnisse und setzt zu eigenen Konzeptionen an, die dann im Streit mit Moses Mendelssohn zuerst für die Außenwelt sichtbar werden sollten. Schon als er mit Goethe in Köln über Spinozas Lehre sprach, war er der Gebende, der diese Philosophie wie kein zweiter im damaligen Deutschland durchdacht hatte, und immer wieder meditierte er auch die Darlegungen von Hemsterhuis und der antiken Philosophen.

Erst in Lessing freilich traf Jacobi auf einen Freund, der ein adäquates Organ für seine philosophischen Ideen hatte. Mehr noch als die Dichtungen brachte beide ihr brennendes philosophisches Interesse zusammen, obwohl ihre Standpunkte himmelweit voneinander entfernt waren. In den Juli 1780 fällt das denkwürdige Gespräch – das bedeutendste philosophische Gespräch, das in Deutschland geführt worden ist – mit Lessing, in dem dieser seinen Spinozismus aufdeckte und Jacobi seinerseits dem Freund bekannte, daß der Ausgang von der Freiheit und von Gott ihm einen Salto mortale aus der bloßen Grundfolge-Philosophie heraus ermöglichte: „Ich habe keine ... lebendigere Ueberzeugung, als daß ich thue was ich denke, anstatt, daß ich nur denken sollte was ich thue.“ Dieses Gespräch, das den Spinozismus-Streit ausgelöst hat, steht nicht weniger als Kants Kritik der Vernunft im Zentrum der hohen Entwicklung der Philosophie der kommenden Jahrzehnte in Deutschland, die menschheitsgeschichtliche Bedeutung erlangt hat.

Der ungewöhnliche geistige Aufschwung Jacobis in der zweiten Hälfte der 70er Jahre ist dem so sensiblen und häufig kränkelnden Mann teuer zu stehen gekommen. Er vermochte das Unverständnis und die Feindschaft der geistigen Welt, in der er lebte, selbst der Besten in ihr, kaum auszuhalten. Ende 1779 schreibt er an Forster: „Sie wissen, ich bin ein herzlicher Mann, der gern alles erwidert, gern sich ganz mittheilt; aber eben daher ist ein gewisser Unmuth in mich gekommen, daß ich mich kaum selber mehr anhören mag, und das Zutrauen, mich Andern zu offenbaren, beinahe ganz verloren habe. In Kurzem werde ich der verschlossenste, stillste, duldsamste unter den Menschen seyn.“ Als auch Lessings Freund Nicolai gegen ihn loszieht und niemand seinen Allwill wirklich versteht oder öffentlich verteidigt, denkt Jacobi Ende 1780 allen Ernstes daran, „alle dergleichen Händel kurz und gut mit einem male abzuthun; das ist, (s)eine Autorschaft niederzulegen.“

Mitte 1781 hatte ihn „die fürchterliche Urnacht“ wieder einmal, nur schwärzer als je zuvor, umhüllt, in der ihm die Wirklichkeit wie ein gefühllos alles zermalmendes und wiederkäuendes Ungeheuer erschien. Die gewöhnlichen Einwände gegen diese Befürchtungen taten ihm nicht mehr genug. „Einen Menschen“, antwortete er Fürstin Gallitzin, „der an diesem Ende krank liegt, und der vom Flügelkleide an, Gott mit heißer Begierde gesucht hat, den heilen Sie mit Harmonie. – Res sacra miser! – Ich mag nicht gerne daß sich jemand an mir versündigt, und meine Gedanken sind lange Gedanken, die sich nicht wohl vor tragen lassen.“ Kurz zuvor hatte er ihr die offenbarenden Worte geschrieben: „Möge der Friede Gottes ewig über Ihnen walten, liebe Amalia; Gottes, ohne den wir nichts sind; – ohne den wir nichts sind, Amalia Nichts!“ Der religiöse Ernst, der diese Worte eingab, steht hinter dem, was Jacobi in den 80er Jahren gegen den Pantheismus verteidigen wird.

Reinhard Lauth.

\*\*\*

Von den drei Bildbeigaben stellt die Wiedergabe vor der Einleitung Friedrich Heinrich Jacobi dar nach einem Kupferstich von Karl Ernst Christoph Hess nach einer Zeichnung von François Hemsterhuis (Originalgröße, 1781). Der Stich wird mit freundlicher Genehmigung des Besitzers, des Goethe-Museums Düsseldorf, Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung, reproduziert. Die Sil-

---

*houette nach S. 68 dieses Bandes ist dem dritten Bande von Lavaters Physiognomik, S. 215, entnommen. Die mittlere der 5 Abbildungen zeigt Friedrich Heinrich Jacobi. Die Silhouette wird mit freundlicher Genehmigung der Bayerischen Staatsbibliothek München aus deren Exemplar wiedergegeben. Der Stahlstich von A. Weyer nach S. 212 dieses Bandes zeigt Helene Elisabeth Jacobi, geb. von Clermont. Wiedergabe mit freundlicher Genehmigung des Besitzers, Stadtmuseum Düsseldorf.*



## Briefe von F. H. und H. E. Jacobi an:

- Benzler, J. L. 442  
Boie, H. C. 498\*, 506, 517, 606  
Campe, J. H. 645  
Claudius, M. 454\*, 476\*  
Clermont, J. A. von 437  
Clermont, T. C. von 539\*  
Dohm, C. K. W. 743\*, 744\*  
Einsiedel, F. H. von 491?  
Forster, J. G. A. 495, 496, 501\*, 514, 520\*, 526, 530, 534, 538, 568\*, 588\*,  
593\*, 617\*, 676\*, 690, 705, 728  
Fürstenberg, F. F. W. M. von 512\*, 521, 522\*, 525, 542, 544, 545, 548, 551  
Gallitzin, A. Fürstin von 555, 560, 565, 575, 581, 586, 592, 605, 607, 616, 622,  
625, 637, 641, 644, 649, 651, 657, 662, 666, 667, 670, 671, 674, 678, 681,  
689, 698, 702, 713, 721, 730, 732, 736, 742  
Gleim, J. W. L. 473.1, 478\*, 578\*, 598\*, 712\*, 735  
Goethe, J. W. 383, 402, 403, 413, 499\*, 519  
Heinse, J. J. W. 409\*, 518\*, 563\*, 582, 618\*, 619\*, 620\*, 675\*, 688\*, 711\*  
Hippel, T. G. 745  
Hompesch, F. K. von 464\*  
Jacobi, G. A. 505, 589, 604, 624, 648  
Jacobi, H. E. 507\*  
Jacobi, J. F. (Sohn) 505  
Jacobi, J. F. (Oheim) 574  
Jacobi, J. G. 611\*, 612\*  
Kleuker, J. F. 691  
Klopstock, F. G. 469, 470, 487  
Knebel, K. L. von 594, 659  
Kobell, F. 435\*, 438  
Kopstadt, H. A. 448\*, 479\*  
La Roche, M. S. von 397, 406, 440, 446, 455, 493\*, 497, 696  
Lavater, J. K. 488, 636, 642\*, 709, 738, 748  
Leisewitz, J. A. 559\*  
Le Sage, G.-L. 570\*  
Lessing, G. E. 516, 541, 558, 577\*, 597, 609  
Leuchsenring, F. M. 421\*  
Merck, J. H. 481, 490  
Müller, J. F. 386, 404, 418\*, 419, 432  
Nicolai, C. F. 482, 483, 492, 543

Ploos van Amstel, C. 685\*, 694\*  
 Reich, P. E. 426, 485, 492  
 Reimarus, J. A. H. 719  
 Reimarus, M. E. 566, 638, 663, 668  
 Schlosser, J. K. S. 529  
 Voss, J. H. 623\*, 747\*  
 Westenrieder, L. 729  
 Weygandsche Buchhandlung 673  
 Wieland, C. M. 382\*, 384, 385, 390, 396, 408\*, 420\*, 423, 425\*, 430, 441,  
 445, 449\*, 452, 456\*, 458, 460, 466, 472, 475\*, 535  
 ? 424, 433, 613, 703\*, 704\*

### Briefe an F. H. und H. E. Jacobi von:

Benzler, J. L. 434\*  
 Claudius, M. 453\*, 477\*, 511\*, 725  
 Claudius, R. 477\*  
 Clermont, T. C. von 540  
 Dohm, C. K. W. 700, 749  
 Forster, J. G. A. 500, 502, 508, 515, 524, 528, 531, 533, 536, 537, 573, 584,  
 596, 627, 629, 682, 684, 686\*, 693, 714, 746  
 Fürstenberg, F. F. W. M. von 513, 523, 547\*, 550\*, 556\*  
 Gallitzin, A. Fürstin von 552\*, 557\*, 561\*, 579\*, 583\*, 590\*, 621\*, 634\*,  
 640\*, 643\*, 647\*, 652\*, 658\*, 660\*, 664\*, 669\*, 672\*, 677\*, 680\*, 687\*,  
 701\*, 717\*, 726\*, 731\*, 741\*  
 Gleim, J. W. L. 474\*, 504\*, 591, 601, 602, 603, 718, 720, 727, 733, 737, 739,  
 740  
 Goethe, J. W. 388, 389, 391\*, 393\*, 394\*, 395\*, 398\*, 399\*, 400\*, 401\*,  
 407\*, 412\*, 414\*, 415\*, 416\*, 422\*  
 Heinse, J. J. W. 411, 554, 564, 567, 572, 576, 580, 585, 595, 600, 626, 628, 630,  
 635, 661, 679, 683, 699, 723  
 Hompesch, F. K. von 459\*, 463\*  
 Jacobi, G. A. 608\*, 631\*, 632\*, 633\*, 646\*, 734\*  
 Jacobi, J. F. 571\*  
 Jacobi, J. G. 610  
 Kleuker, J. F. 707  
 Klopstock, F. G. 468\*  
 Knebel, K. L. von 569\*, 587\*, 653\*

- Kobell, F. 429\*, 436\*  
La Roche, M. S. von 439\*, 493\*, 695\*  
Lavater, J. K. 489, 639, 650, 706, 722, 750  
Lenz, J. M. R. 467\*  
Le Sage, G. -L. 509\*  
Lessing, G. E. 510, 546, 553, 562, 599  
Leuchsenring, F. M. 503\*  
Müller, J. F. 431\*, 494  
Nesselrode, K. F. A. J. W. Graf von 708\*  
Nicolai, C. F. 480\*, 484  
Pipinus 692\*?, 697  
Reich, P. E. 417\*, 486\*  
Reimarus, J. A. H. 710  
Reimarus, M. E. 665\*  
Schlosser, J. K. S. 527  
Voss, J. H. 724\*  
Westenrieder, L. 614\*, 615\*  
Wieland, C. M. 381\*, 387\*, 392, 405, 410, 427, 428, 443, 444, 447, 450, 451,  
457, 461, 462, 465, 471, 473, 532\*  
? 549\*, 654\*, 655\*, 656\*, 715\*, 716\*

*Die Nummern von erschlossenen Briefen sind mit einem hochgestellten \* gekennzeichnet.*

BRIEFWECHSEL 1775–1781 Nr. 381–750

## 381. C. M. WIELAND AN JACOBI

etwa 6. 3. 1775, Montag

Wieland vermutet, daß Jacobi Unwillen gegen ihn empfindet, weil er nicht schreibt.

Ferner fragt er an, ob Jacobi mit der neuen Einrichtung des Merkur zufrieden sei und ob er ihm einen geeigneten Mitarbeiter für den politischen Artikel vermitteln könne.

## 5 382. JACOBI AN C. M. WIELAND

8. 3. 1775, Mittwoch

Jacobi entschuldigt sich, daß er noch nicht geschrieben habe.

## 383. JACOBI AN J. W. GOETHE

10. 3. 1775, Freitag

An Göthe den 10<sup>ten</sup> Merz 1775

10 Ach lieber, was Rath für mich, daß ich zu dir lange mit meiner Hand, mit meinem Blick? – Wort aus dem Herzen, du beklemmst nur noch mehr das Herz! – Aber du, mein Herz, was willst du? bist ja nicht geängstet, bist ja nicht traurig, liebst ja, bist ja seelig: so sey dann ruhig.

15 Auf u ab geh' ich nun wieder auf eben dem Boden, zwischen eben den Wänden u Thüren, wo ich zuerst dich lieb gewann; wo ich, nach unserer ersten Trennung dich – nicht wiederfand; wo ich in tiefer Verstummung wandelte, dir nachsann, der Liebe pflegte im eigensten | Innern meiner Seele; wo ich bald darauf Wiedersehen hoffte – vorkostete – ahndete: – – und das all nun erfüllt! Ich so glücklich! – – Gott, was für ein Strohm von Thränen da aus meinen Augen brach! – Wie Wohl, wie Weh! –

## 20 384. JACOBI AN C. M. WIELAND

Düsseldorf, 12. 3. 1775, Sonntag

25 Mein liebster Wieland, ich liege an einem Catharal Fieber krank. Schreiben kan ich nicht, welches mich um so ungeduldiger macht, da ich mit Still-schweigen gegen alle meine übrigen Freunde noch weit ärger als gegen Sie verbrochen habe. Ich schwöre Ihnen, daß auch nicht der kleinste Unwille gegen Sie in meiner Seele gewesen ist, und es schmerzt mich daß Sie so etwas

nur einen Augenblick haben befürchten können. Doch das wissen Sie nun schon aus meinem Billet von *vergangenem* Mittwoch. Am 4<sup>ten</sup> Merz hat Ihnen Gothe geschrieben; vermuthlich so, daß es Ihnen Freude gemacht haben wird.

Mit der neuen Einrichtung des Merkurs bin ich höchlich zufrieden, und Sie können sich drauf verlassen daß ich Ihnen einen tüchtigen Mann für den politischen Artickel schaffen werde, aber keinen deutschen, welches Ihnen auch wenig verschlagen wird. Die Briefe über Ricciardetto sollen Sie nächstens erhalten; ich hätte sie Ihnen schon v Manheim aus senden können, aber ein paar Stellen darinnen waren mir nicht so ganz recht. | Ob Sie beykommendes extemporiertes Gesundheits Lied einrücken wollen, steht bey Ihnen. – Daß in den 4 ersten Monathen des neuen Merkurs fast alles von Ihnen seyn soll, will mir doch nicht so ganz rathlich scheinen.

Sie wissen vermuthlich schon, daß ich meine projectierte Carlsruher Reise dennoch vorgenommen. Goethe wünschte all zu ernstlich Klopstock auch durch meine Augen zu sehen; das bewog mich. Nächstens mehr hievon. – Sicherer Ihnen bekander Professoꝛ Klein zu Manheim ist ein armseeliges Geschöpf von Zwitterart: seyen Sie auf Ihrer Hut mit ihm.

Adieu, liebster Bruder! So bald ich beßer bin soll unsere Corespondenz wieder ordentlich in Gang komen. Ich umarme Sie mit dem innigen untrüglichen Gefühl, daß ich Sie ewig lieben, ewig Ihr Freund und Bruder bleiben werde –

Ddorff den 12 Merz 1775

F. Jacobi

385. JACOBI AN C. M. WIELAND

Düsseldorf, 18. 3. 1775, Samstag

Düßeldorff den 18<sup>ten</sup> Merz 1775. 25

Ich bin wieder beßer, mein liebster Wieland, und arbeite nun unabläßig, um mir geschwinde einige verdrießliche Geschäfte vom Halse zu schaffen, die keinen Aufschub leiden.

Einliegend Heinsens zween erste Briefe an mich über Ricciardetto. Mit ein und anderm drinnen werden Sie nicht ganz zufrieden seyn, aber das mehrste ist schön, u vieles vortrefflich. Wenn unsér Heine in der Zeichnung u in der Composition so viel vermöchte als im Colorit: welch ein Mann! 30

Ich habe vergeßen Ihnen zu erzählen, daß Klopstock mit Ihrem Carl August über alle Maaßen zufrieden ist.

Mit der Prinzeßin Louise habe ich zween | Unterredungen gehabt. Sie scheint einen muntern Geist u ein sehr empfindungs volles Herz zu besitzen.  
 5 Ihr Ernst ist wohl nur bloße Schüchternheit. Mit mir hat sie herzlich gelacht. Ich mußte ihr versprechen, daß ich sie zu Weimar ehestens besuchen wollte, u ich werde ihr mein Wort halten.

Für heut Adieu, mein liebster Bruder. –

FtzJacobi

10 386. JACOBI AN J. F. MÜLLER

Düsseldorf, 20. 3. 1775, Montag

Ddorff den 20<sup>ten</sup> Merz 1775

Nun habe ich Ihre Idylle noch einmahl gelesen, mein Bester, nach einem starken Gewitter und erfrischendem Regen; ununterbrochen von Anfang bis zu Ende las ich sie; hatte Kraft die Göttin zu überwältigen, Herz und Seele mit  
 15 ihr umzutauschen, mich ganz mit ihr zu vereinigen; und nun wußt ich nicht mehr ob Kopf, Brust, Hand oder Fuß an ihr das Schönste sey; alles, alles Eine Schönheit; ich hatte sie ganz, und sie hatte mich ganz. Über diese Wonne geht doch nichts in der Welt. – Liebster Müller, mir ist recht warm im Herzen von Ihnen. – Kommen Sie, kommen Sie zu mir, wir | werden's gut bey  
 20 einander haben.

Ihr Manuscript schicke ich Ihnen zurück, aus Furcht Auffenthalt zu verursachen; sollt' es aber entbehrlich seyn; so schaffen Sie mir's doch hurtig wieder.

Ich umarme Sie von ganzem Herzen –

FrtzJacobi

25 Ich habe angemerkt, daß wo Sie einen Vokalen apostrophieren, Sie das Apostroph hinter den Consonanten setzen auch da wo er nothwendig vor stehen muß: ZE: Sie schreiben s'ist, anstatt 's ist.

387. C. M. WIELAND AN JACOBI

Mitte März 1775

30 Wieland deutet wahrscheinlich an, daß die Satire Prometheus Deukalion und seine Recensenten, die er Goethe zuschreibt, für diesen in Weimar unangenehme Folgen

haben könne, da sie eine Anspielung auf dessen Zusammentreffen mit den Prinzen von Sachsen-Weimar-Eisenach im Dezember 1774 in Mainz enthält. Ferner äußert Wieland, daß er nichts von Jacobis Reise nach Karlsruhe erfahren habe.

## 388. J. W. GOETHE AN JACOBI

21. 3. 1775, Dienstag

Danke dir für alles Erwin, Geld, pp. lieber Bruder dass du meine Stella  
 so lieb hast thut mir sehr wohl, mein Herz und Sinn ist ietzt so ganz wo anders  
 hingewandt, dass mein eigen Fleisch u. Blut mir fast gleichgültig ist. Sagen  
 kann ich dir nichts – denn was lässt sich sagen. Will auch nicht an morgen u.  
 übermorgen dencken drum Ade! Lass mir das innliegende durch Schenck  
 wohl besorgen, es ist für den zweiten lieben Bruder. Bleib bey mir lieber Friz  
 – mir ist als wenn ich auf Schrittschuen zum erstmal allein lief und dum-  
 melte auf dem Pfade des Lebens, und sollte schon um die Wette laufen um das  
 wohin all meine Seele strebt. – Bruder lieber Junge du wirst nun wohl abdruk-  
 ke von den Arien haben und was von Lenz, ich erwarte Stella und dann kriegst  
 gleich das andre Exempl. an Cannabig ist Cl. *avigo* fort. d. 21. Merz 1775.  
 G.

## 389. J. W. GOETHE AN JACOBI

Frankfurt, März 1775

Ein lieb s Weibgen sagte von den Freuden, nach allerley unter anderm,  
 nein! Mit dem Hünerblut das ist eckelhafft, und wenn die Vignette nicht wäre  
 man konnte das ganze Buch nit brauchen; aber so liest man immer fort, und  
 meynt es wär auch was so liebs im Buch drinne.

Stosgebet.

Vor Werthers Leiden

Mehr noch vor seinen Freuden

Bewahr uns lieber Herre Gott

## 390. JACOBI AN C. M. WIELAND

Düsseldorf, 22. 3. 1775, Mittwoch

Düsseldorf, den 22<sup>ten</sup> März 1775

Liebster Wieland, liebster Bruder, wie in aller Welt ist es möglich, daß Sie



nur einen Augenblick haben glauben können, Göthe sey der Verfasser des Prometheus? Ich wüßte mir so etwas unter gar keiner Bedingung, sie möchte seyn, welche sie wollte, vorzustellen, und bin deswegen auch nicht im Stande, das Mindeste darüber zu reden. Die Unmöglichkeit ist mir so auffallend, daß mir ganz schwindlicht wird, wenn ich nur einen Augenblick versuche, das Gegentheil zu denken.

Hier der zweite Band der Iris, Da fällt mir eben ein, daß Göthe an demselben Abend, da er die Freuden Werther's erhielt, die Arie in Erwin und Elmire machte:

Ein Schauspiel für Götter etc.

Es ist nicht zu sagen, wie wenig empfindlich er über Kritik ist. Und Niederträchtigkeit, Falschheit – o! die ist von keiner menschlichen Seele ferner, als von der seinigen.

Mich wundert, daß Sie von meiner Karlsruher Reise nichts erfahren haben. Klopstock begleitete mich nach Mannheim zurück und harrte dort sechs Tage aus, bis zu meiner Abreise. Er ist ein feiner Weltmann, und just um so viel zu populär, als ich es zu wenig bin. Dieß gab zu manchen scherzhaften Wortwechselln und Szenen unter uns Anlaß, denn ich ließ ihm, durch seine Popularität, allerhand närrische Drangsale über den Hals kommen. Klein war mein Scharfrichter.

391. J. W. GOETHE AN JACOBI

1. 4. 1775, Samstag

392. C. M. WIELAND AN JACOBI

Weimar, 9. 4. 1775, Sonntag

Weimar, den 9ten April 1775.

Ich soll Geduld mit Ihnen haben, liebster Jacobi; das will ich auch, so lange bis Ungeduld die letzte Faser vollends abgerissen hat, womit mein Herz mit Ihnen verwachsen war.

Ihr Verhältniß zu den drei Männern: Klopstock, Göthe und Wieland hat freilich etwas Wunderbares, aber nur für den ersten, flüchtigen Anblick. Ich bin zu gut überzeugt, daß alles Wunderbare natürlich zugeht, um mir über diesen Punkt nicht selbst die Nativität stellen zu können. Göthe und Klop-

stock haben sich Ihrer Seele bemächtigt, und neben diesen Beiden ist für Wieland kein Platz. Ich zweifle, ob die Natur jemals zwei antipodischere Wesen hervorgebracht hat, als Klopstock und mich. Er verachtet mich und meint, ich hasse ihn. Dieß meint er unrecht, da ich den ganzen Tag fast nichts thue, als in mich selbst hineingucken, so muß ich wohl am besten wissen, wie mir ist. Nicht ein Minimum von Haß. Klopstock ist für mich der Mann im Monde oder im Hundsstern, ein Wesen aus einer mir unbekanntem und mit meinen äußeren und inneren Sinnen in gar keiner Beziehung stehenden Reihe von Dingen – kurz, ein Wesen, wovon ich nichts begreife. Das einzige, wovon ich noch weniger begreife, ist, daß es menschliche Wesen giebt, die, ohne einen einzigen äußern oder innern Sinn mehr zu haben, als ich, gleichwohl den Vorzug vor mir haben, in Gemeinschaft des Geistes mit einem, auf unserem Planeten so ganz exotischen und in seiner Art einzigen Wesen zu stehen. Daß ich Göthens ganze Größe fühle, habe ich Ihnen schon hundertmal gesagt. Es ist nicht möglich, stärker mit einem Menschen zu sympathisiren, als ich mit ihm sympathisirte, da ich seinen Götz, seinen Werther und sein Puppenspiel las, wovon jedes in seiner Art ganz vortrefflich und herrlich in meinen Augen ist. – Daß er den Prometheus nicht gemacht habe, will ich glauben, weil Sie es so gänzlich überzeugt sind, und weil ich es gern glaube. Sie sollen nichts weiter von mir über diese Materie hören.

– En un mot, mon ami, je ne me plaindrai jamais de vous, de m'avoir quitté pour Klopstock et Goethe. L'amour ne se commande pas. Il y a longtemps que vous cherchez votre Alter Ego. Vous aviez cru le trouver en moi; vous vous trompiez; il y a mille différences entre nous qui à la longue ne pouvaient manquer de faire leur effet.

393.–395. J. W. GOETHE AN JACOBI

12., 13. u. 20. 4. 1775,

Mittwoch bzw. Donnerstag

*Goethe schreibt in möglicherweise einem dieser Briefe:*

Friederice Fritzel wie ist dir! O du Menschenkind – steht nicht geschrieben: so ihr glaubtet, hättet ihr das ewige Leben! und du wähnstest manchmahl, der Sinn dieser Worte sey in deiner Seele aufgegangen. Sey's nun – geringer kann ichs nicht thun – deine Liebe wag ich dran – sonst wär ich der heiligen Thränen nicht werth, die du in Cölln an mein Herz weintest. – Lieber Fritz

besinne dich – es ist nicht Stella, nicht Prometheus – besinne dich, und noch einmal: gieb mir Stella zurück! – Wenn du wüßtest wie ich sie liebe, und um deinetwillen liebe! – – – – und das muß ich dir all so ruhig schreiben um deines Unglaubens willen, der ich lieber mein Herz ergöße –

5 396. JACOBI AN C. M. WIELAND      Düsseldorf, 22. 4. 1775, Samstag

Düsseldorf, den 22sten April 1775.

Liebster Wieland, Ihr freundschaftliches Herz soll nicht durch die Erzählung meiner ausgestandenen Leiden gemartert werden. In mancher Stunde hoffte ich Besserung, und siehe, da kehrten meine Plagen mit verdoppelter Wuth  
10 gegen mich zurück. Ich wußte nicht, wie mir geschah, als ich heute früh, nach einigen Stunden ruhigen Schlafes, erwachte und mich erquickt fühlte.

Nach diesen wenigen Zeilen mußte ich diesen Morgen abbrechen; ich konnte nicht weiter fort. Nun will ich versuchen, ob es mir mit dem Dictiren besser glückt.

15 Der Unglaube, worein Sie in Absicht meiner verfallen sind, hat mir manche unruhige, trübe Stunde gemacht. Als ich heute vor acht Tagen das wiederholte Bekenntniß davon in Ihrem Briefe vom 9ten d.es Monats las, erhoben alle meine Lebensgeister ein Feldgeschrei, daß ich sie ausziehen ließ gegen Ihren Argwohn, und meiner Unschuld Triumph verschaffte. Ich schrieb noch am  
20 Sonnabend ein großes Stück, das ich an den folgenden Tagen, obgleich mit größtem Unvermögen, fortsetzte. Meine zunehmende Krankheit hat die Vollendung unmöglich gemacht, und es wäre auch eine zu bunte Rhapsodie geworden, die ich Ihnen nicht schicken möchte. Ich finde auch, je mehr ich die Sache überlege, daß Sie durch niemand besser, als Sie selbst, am unvollkommensten aber durch mich instruiert werden können.

25 Um das Widersinnige in der Vorstellung, daß ich der Freund zweier Ihrer Feinde sey, aufzulösen, brauchen Sie sich nur zu erinnern, wie es Ihnen selbst mit Göthe ergangen. Anfangs sahen wir Beide ihn als einen feurigen Wolf, der des Nachts an honetten Leuten hinaufsprang und sie in den Koth wälzte. Das  
30 garstige Thier! riefen wir aus, und ich weit heftiger und lauter, als Sie. Bald darauf erfuhr ich, daß man um ein bischen Spukens willens nicht gleich des Teufels sey, sondern oft nur deswegen umgehe, weil man noch nicht ordentlich begraben sey, oder weil man einen Schatz versteckt habe. Also befand

sich's mit Doctor Wehrwolf; Sie aber entsetzten sich sehr, als Sie mich zum ersten Male als Gespann mit ihm einher traben sahen. Allein kurz darauf begab sich das Wunder, daß auch Wieland sich dem Unthier ergab, und an seinen Bruder Fritz und an viele andere Freunde und Bekannte schrieb, Doctor Wehrwolf sey das vortrefflichste aller menschlichen Wesen, Wieland fühle sich in allen Nerven von Liebe für ihn ergriffen. Keine bloß vorüber rauschende Aufwallung war dieß; Wieland fuhr fort, es zu sagen und zu zeugen, sagt's und zeugt's bis auf den heutigen Tag. – Wäre Göthe Ihnen erschienen, wie er vor neun Monaten mir erschien, in aller seiner Liebenswürdigkeit, und es hätte Beider Seelen gegenseitige Liebe befruchtet, Ihr Inwendiges jenes gewaltige Weben erfüllt, das mit dem Aufkeimen des herrlichen Samens angeht, und zunimmt mit seinem Gedeihen zu Freundschaft: O wer hätte denn mehr viel an den ruhmlosen, in sich gekehrten Bruder Fritz gedacht!

Klopstock ist Ihnen der Mann im Monde – mir war er immer Nebenmensch, Gefährte auf einer Welt. Den Werth und Unwerth seiner Schriften in Verhältniß zu meinem Individuum hier zu bestimmen, ist nicht nöthig; genug, daß sie mir jetzt nicht mehr gelten, als vordem, daß aber zu allen Zeiten ihr Verfasser mir als ein wunderbarer Geist erschienen, den ich gewünscht, einmal unmittelbarer betrachten zu können. Nun habe ich ihn gesehen und in ihm einen Menschen erkannt, den ich lieben und hochachten muß. Ihnen würde es nicht anders gehen, und fast in jeder Absicht würden Sie besser mit Klopstock als mit Göthe harmoniren.

An die dornige Untersuchung, in wiefern ein rechtschaffener Mann ein Feind aller Feinde seines Freundes, und ein Freund aller Freunde desselben seyn müsse, mag ich mich nicht wagen. Da müßte vorläufig aus einander gesetzt werden, was zur Freundschaft wesentlich gehöre, die verschiedenen Gattungen, Arten und Grade dieses Verhältnisses, und nach allen diesen Unterschieden die nothwendigen Bedingungen seiner Entstehung und Dauer. Mein Geist erschrickt vor der Idee einer solchen Discussion.

Alle moralische Befugnisse laufen am Ende auf physische Möglichkeiten hinaus; wohl verstanden, daß ich das Wort physisch hier im metaphysischen Verstande nehme. Zwei Menschen, die nur ein Herz und eine Seele sind, können in ihren Neigungen und Abneigungen einander nicht widersprechen; Leute, die nicht ganz ein Herz und eine Seele sind, müssen es nach Maßgabe ihrer Verschiedenheiten; aber kein edler Mann kann einem Schurken seine Hochachtung, seine Freundschaft geben, kein Mensch kann sein Liebstes, so lange es sein Liebstes bleibt, zu Markte bringen. So hätte ich z. B. nothwendig

mit Göthe brechen müssen, wenn er Verfasser des Prometheus gewesen wäre, wegen der physischen Unmöglichkeit, diesen Mann nicht zu verachten; und eben so hätten Sie Ursache, zu klagen, wenn meine Verbindung mit Göthe und Klopstock Veränderungen in mir voraussetzte, die es physisch unmöglich machten, daß ich Sie in eben dem Grade, wie vorhin liebe, hochachte und bewundere; aber, bei allem, was gut und schön ist, die Sachen verhalten sich nicht also.

Demnach muß es mir sehr unbegreiflich scheinen, daß Sie behaupten, Göthe und Klopstock haben sich meiner Seele so ganz bemächtigt, daß für Wieland kein Platz mehr sey. Aber Sie erzählen mir ja, wie sich das zugetragen, machen mir begreiflich, wie es sich also habe zutragen können, und trösten mich sogar über meine Flatterhaftigkeit, ohne Zweifel, damit ich nicht gar zu sehr vor mir selbst zu erröthen brauche. Wunderbar ist's, daß diese Nachrichten just zu einer Zeit an mich gelangen, wo ich Liebe, Hochachtung und Bewunderung in erhöhtem Grade für meinen Wieland zu empfinden glaube, und, voll meines Irrthums, alle meine Freunde vielfältig davon, sowohl mündlich, als schriftlich, unterhalte. In der That wüßte ich nicht, mich einiger Erkaltung gegen Sie nur verdächtig gemacht zu haben; und gesetzt, ich hätte Sie wirklich vernachlässigt, wie dürfen Sie daraus gleich so schlimme Folgerungen ziehen, da Sie so gut wissen, wie sehr und wie lange man seine Freunde vernachlässigen kann, ohne sie deswegen im Grunde weniger zu lieben? Wie tief sinken wir nicht oft in unsern eigenen Augen; wie geringschätzig scheint uns nicht in gewissen Zeiten das, was uns über alle Himmel entzückte! Die Jahreszeiten wechseln nicht zuverlässiger ab, als unsere Ideen und Neigungen – doch das wissen Sie ja alles besser, als ich selbst.

Ich merke, daß ich anfangs ungeduldig zu werden; so mag es denn hiemit genug seyn!

397. JACOBI AN M. S. VON LA ROCHE

26. 4. 1775, Mittwoch

Den 26sten April 1775.

Liebste Freundin, es fängt an, wieder etwas besser mit meiner Gesundheit zu gehen. Ich habe viel, viel gelitten. Am Freitag Abend ward's so schlimm, daß ich, zum ersten Male in meinem Leben, in eine ganz trostlose Verzweif-

lung versank. Der Gedanke, daß ich seit meinem fünften Jahre selten recht gesund gewesen, machte mich murren; ich fluchte allem, was Leben bereitet.

Daß Sie gewiß im Mai zu uns kommen wollen, setzt mein ganzes Haus in Jubel. Aber warum wollen Sie Ihre Kinder zurücklassen, wir hätten sie gar zu gerne auch hier, Max und Lulu und Karl und Franz. Im Mai, da man nicht zu heizen braucht, lassen sich leicht Quartiere machen. Aber Sie müssen genügsamer seyn, als Sie es in Ihrem eigenen Hause zu seyn pflegen. Zu Köln hole ich Sie in einem bequemen Fahrzeuge, worüber ich als Ober-Zollcommissarius zu disponiren habe, ab. Am 12ten Mai trifft die Bogner hier ein und George noch früher. Unsern Hompesch finden Sie auch. Er kommt die nächste Woche von Bohlheim hierhin zurück, und bleibt bis im Juli. Bestimmen Sie mir je eher je lieber den Tag Ihrer Abreise von Coblenz.

Klopstock ist schon lange von Karlsruhe weg, aber nicht Verdrusses wegen, sondern weil einer seiner Brüder, der zehn Jahre zu Madrid gewesen war, ihn unvermuthet überfiel, und ihn überredete, einen Monat früher, als er sonst würde gethan haben, mit ihm nach Hamburg zu reisen.

Wenn Sie nur wüßten, mit welchem Entzücken Sie in meinem Hause erwartet werden. – Ade, beste Freundin. Verzeihen Sie diesen Wisch, ich werde alle Augenblicke aufgejagt, bin fast über keine Minute Herr.

398.–401. J. W. GOETHE AN JACOBI

27. 4., 3. u. 11. 5. 1775,

Donnerstag bzw. Mittwoch

402. JACOBI AN J. W. GOETHE

Düsseldorf, 25. 5. 1775, Donnerstag

Düsseldorf den 25. May 1775

Ich bin eine Zeit her durch leidige Geschäfte sehr zerstreuet worden; dennoch brachte ich manche Stunde allein und still zu mit dir, und dies letzte ist Ursache, daß du so lange keine Briefe von mir erhalten hast. Ich genieße mehr von dir aus mir selber, als du mir eigentlich darreichst. – Lieber, du warst hier bey mir, ich war zu Frankfurt bey dir, und wir werden wieder zu einander kommen. O mein Herz weißagt mir soviel woran ich fest glaube! Da hab ich dann im Vergangenen und in der Zukunft, was besser ist als das Gegenwärtige, und so leb' ich im Geist und gewiß auch in der Wahrheit. Oft nehm' ich wohl Papier und Feder, und mein, ich werde dir etwas schreiben;